Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 18. **Bromberg, den 25. Januar** **1927.**

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

Die Aussprache des Ankömmlings verriet, daß er Reichsdeutscher war, und das tröstete Jenny ein wenig. Mit stockender Stimme berichtete sie ihr grenzenloses Unglück und fragte, wann sie denn so rasch als möglich von Wien nach Berlin würde fahren können. Der Herr zog ein bedenkliches Gesicht und erklärte, das wisse zur Stunde niemand, denn um 12 Uhr mittags beginne in Österreich der allgemeine Eisenbahner- und Postbeamtenstreik, und so viel ihm bekannt, sei dies hier der letzte Schnellzug, der bis Wien durchgeführt werde.

„Dös is scho recht, Herr," mengte sich hier mit korpulentem Stolz der Schaffner ins Gespräch, als sei er selbst der glückliche Urheber der Verkehrsstockung. „Eh daß ma nöt durchkemma san mit inserne berechtigte Forderungen, fahrt ka Zug net, dös dürfen's glaum!" Und er sah bei dieser Versicherung so vertrauenerweckend drein, daß niemand an seinen Worten zu zweifeln wagte.

Hier konnte Jenny die Tränen nicht mehr zurückhalten, und in zwei dicken Bächen rollten sie die Wangen herunter, tiefe Furchen in dem frischgepuderten Gesicht zurücklassend. Der mitfühlende Herr fragte sie, wie es denn möglich sei, daß sie in einen so absolut falschen Zug habe steigen können? Aber Jenny erklärte dieses Mißverständnis dermaßen kompliziert, daß niemand daraus klug wurde. Sie habe einen Kommissionär beauftragt, ihr Fahrkarte und Gepäck zu besorgen, sei dann ganz kurz vor Abgang des Zuges am Bahnhof gewesen, es sei dann ein anderer Kommissionär gekommen, und ehe sie noch recht gewußt habe, was vorgegangen sei, habe sie schon im fahrenden Zuge gesessen. Dann gebe es keine andere Erklärung, als die, daß der Kommissionär zwei Bestellungen verwechselt und einen Passagier anstatt nach Wien nach Berlin und Jenny anstatt nach Berlin nach Wien expediert habe. Derartiges könne ja passieren und sei schließlich besser, als in der Dunkelheit die Treppe hinunterzufallen.

Ob denn die junge Dame in Wien Anhang habe? Jenny schüttelte todestraurig den Kopf und bemerkte, das Allerschlimmste sei, daß sie nicht einmal nach Hause berichten könne, was ihr zugestoßen sei, denn der Poststreik bedeute ja natürlich die Unmöglichkeit, sich brieflich oder telegraphisch zu verständigen.

In diesem Augenblick fühlte Jenny, wie eine zweite Lawine auf sie hereinstürzte. Der Koffer! Der Kleiderkoffer!! Ein Kapital von vielen tausend Mark!! Wie wenn der Kommissionär auch hier eine Verwirrung angerichtet und die Gepäckstücke verwechselt hätte? Sie taumelte auf, fragte mit irren, überhasteten Worten, ob sie sich im Gepäckwagen vom Vorhandensein des richtigen Koffers überzeugen könne? Und der gutmütige Schaffner erbot sich sofort, sie zu führen. Gott sei Dank: das Allerärgste war vermieden, der Koffer stimmte, und da die meisten Menschen schon getröstet sind, wenn ihnen inmitten eines großen Unglücks ein kleines Glück widerfährt, so gewann auch Jenny langsam ihre Haltung wieder und fügte sich, so gut es ging in das Unvermeidliche.

Augenblicklich blieb ihr allerdings nichts weiter übrig, als auf die Bank ihres Schlafabteils zu sinken und vor sich hinzustarren. Die Lage war verzweifelt genug. Sie fuhr einem Ziele entgegen, das für sie viel Schlimmeres bedeutete, als Gefahr, nämlich Schande. Was würde die Firma von ihr denken, wenn sie von dem Ausfluge, den man ihr vertrauensvoll gestattet hatte, nicht zurückkehrte? Wenn man — Gott mochte wissen, wie lange — weder von ihr, noch von den kostbaren Kostümen erfuhr? Wenn man etwa — grauenhaft zu denken! — annehmen sollte, sie sei auf und davon gegangen, das anvertraute Gut für sich verwendend? Was sollte ihre unglückliche Mutter denken, was die philosophische Lehrerin, was die Dame ohne Scheidungsgrund? Man würde einen Steckbrief hinter ihr erlassen, auf allen Litfaßsäulen, in allen Zeitungen würde ihr bis jetzt unbefleckter Name stehen und darunter: „Eine ungetreue Angestellte!" Denn niemand würde ja auf den Gedanken kommen können, daß sie durch ein wahnwitziges Mißverständnis in den Schnellzug Wien—Rom geraten sei, zu allem Pech in den letzten, der vor Ausbruch des Streiks durch Österreich fuhr. Und selbst wenn es ihr jemals glücken sollte, nach Hause zurückzukehren und ihre Abenteuer zu berichten — wer in aller Welt würde denn so märchengläubig sein, ihrer Erzählung zu trauen? Hand aufs Herz: sie selbst würde sie für eine abgefeimte Lüge halten.

Durch den Tränenschleier vor ihren Augen sah sie die liebliche Gegend grau in Nebelwolken. Die satten Wiesen, sonnenüberfunkelt, schienen schmutzig und voller Flecken, wie ein zerschlissenes Kleid. Sie haßte diese Bauern in ihrer fremdartigen Tracht, ballte wütend die Fäuste, wenn sie an den dicken Schaffner dachte, dieses Element des Umsturzes, der das Seine zu ihrem Leide beitrug. Und fast ohnmächtig vor Scham ward sie, wenn sie sich an die Zügellosigkeit des gestrigen Abends erinnerte, an den berauschenden Tanz zu der Madjarenmusik, an den elenden Konsul und an den verruchten Sekt. Ganz zu schweigen, von dem hirnverbrannten Leichtsinn, 20 Mark für ein Abendessen auszugeben. Hätte sie sich nicht selbst so verloren, hätte sie sich beherrscht, ihre Vernunft nicht in Walzer und Champagner ertränkt, dann wäre ihr das ganze Malheur erspart geblieben. Dann hätte sie sich die Karte, die ihr der Kommissionär so eilig in die Hand gedrückt, genauer angesehen und wohl gemerkt, daß es nicht die richtige war.

„Nexte Station Wien — Franzjoseffsbahnhof, bittä!" rief der Schlafwagenkondukteur, indem er die Tür zu Jennys Abteil zurückschob. „Gnädigste haben etwas verloren, bittä?" fragte er eifrig, da er sich die Verzweiflung der Dame nicht anders zu deuten wußte. Aber Jenny sah ihn mit einem so wilden Blick an, daß er, „Pahdohn, Pahdohn!" murmelnd, eilig wieder verschwand.

Mit mechanischen Bewegungen machte Jenny das Hutköfferchen fertig — o, wie sie es haßte! Zuletzt warf sie den Eisenbahnroman hinein, den sie gestern abend erstanden und in den sie kaum einen Blick geworfen hatte. Was ging sie auch diese Frau Generalkonsul Pasada an, von der darin die Rede war? Sie raffte das Täschchen aus Schlangenhaut an sich — lauter Zeugen sträflichen Leichtsinns wildester Verschwendungssucht, zog mühsam die Handschuh an, trat auf den Gang hinaus. Da hielt der Zug in der mächtigen Bahnhofshalle.

Hier herrschte das wüste Durcheinander, das jedem Streik, der die gesamte Öffentlichkeit in Mitleidenschaft zieht, voraufgeht. Menschenmassen blockierten die Perrons, überfielen die wenigen, noch diensttuenden Beamten mit Fragen nach den nächsten Zügen. Gepäckstücke lagen und

standen umher. Streikleiter sorgten dafür, daß kein Griff mehr, als unbedingt zulässig und notwendig, getan werde.

Jenny, den Hutkoffer in der einen, das Täschchen in der anderen Hand trieb im Strom der Reisenden durch den Ausgang. Ihr Gepäck wurde in der allgemeinen Aufregung nur sehr flüchtig untersucht, und das war ein Glück, denn sonst hätte man sich wohl in kostspieliger Weise mit den nagelneuen Kostümen befaßt. Bald darauf stand Jenny auf dem Platze vor dem Franz=Josefsbahnhof in Wien zu einer Zeit, wo sie eigentlich auf dem Platz vor dem Anhalter Bahnhof in Berlin hätte stehen müssen.

Immerhin versuchte sie mit der Spannkraft der Jugend und dem praktischen Sinn des Mädels aus dem Volke ein wenig Ordnung in das Chaos ihrer augenblicklichen Existenz zu bringen. Sie war vom Gewitter auf freiem Felde überrascht worden — gut, sie mußte eben trachten, so passend wie möglich, das Gewitter zu überstehen. Aber neue Wolken umstürmten ihren Horizont. Jedes Hotel, vor das sie das Taxi fuhr, war überfüllt. Nein, es sei ganz und gar unmöglich, auch nur ein Badezimmer freizumachen. Jenny bekam langsam Selbstmordgedanken. Was sollte sie in dieser fürchterlichen wildfremden Stadt anfangen, ohne Rat, ohne Hilfe, ohne Obdach?

Endlich gab ihr ein mitleidiger Hotelportier eine Auskunft, indem er ihr riet, möglichst sofort nach Schloß Adlersgreif zu fahren. Schloß Adlersgreif? Ja, das sei ehemaliger Besitz eines Erzherzogs, zwei Bahnstunden von Wien, am Fuße der Alpen in herrlicher Landschaft gelegen und nach dem Umsturz von einer holländischen Aktiengesellschaft erworben und zu einem internationalen Hotel umgebaut. Sie müsse mit der Südbahn bis Neun am Rain fahren, dort warte das Hotelauto. Soviel er wisse, ließe die Südbahn noch einige wenige gemischte Züge fahren. Dort in Schloß Adlersgreif sei sie als Landfremde jedenfalls besser und sicherer aufgehoben als in Wien, das für ein so junges, so hübsches und so alleinstehendes Mädchen ein brenzliches Holzpflaster sei, wo man auf allerhand Abwege ohne Umwege zur Hölle fahren könne. Auf eines müsse er allerdings noch hinweisen: in Adlersgreif verkehre nur exklusive Gesellschaft, und er hoffe, daß die junge Dame dieser Gesellschaft angehöre. Sonst könne sie Schwierigkeiten haben, aber soweit er beurteile — und er umfaßte Jennys Erscheinung mit einem anerkennenden Blick — habe sie in dieser Hinsicht nichts zu befürchten.

Jenny war schon dankbar, daß ihr aus ihrer Bedrängnis überhaupt ein Ausweg winkte, sprang wieder in das Taxi und ließ sich zum Südbahnhof fahren. Unterwegs besorgte sie noch einige wichtige Einkäufe zur Vervollständigung ihrer Ausrüstung und machte sich dabei äußerste Sparsamkeit zur Pflicht, denn sie wußte ja nicht, wie lange diese aufregende Exkursion noch dauern würde.

Auf dem Südbahnhof herrschte ein Gedränge, daß es zunächst ausgeschlossen erschien, überhaupt bis an den Zug zu kommen, der am Bahnsteig hielt und aus mehr Güterwagen als Personenwagen bestand. Ein ohrenbetäubendes Geschrei und Geheul, untermischt mit allen möglichen Tierlauten, erfüllte die Luft. Jenny hatte das Glück gehabt, einen herkulischen Träger zu erwischen, der durch die rührend hilflose Lieblichkeit ihrer Erscheinung und die Aussicht auf ein ihm versprochenes fürstliches Trinkgeld bestochen, ihren Koffer auf den Rücken genommen und ihr mit der ganzen Brachial=Gewalt eines Mannes, der mit Klavieren Fangball spielen konnte, einen Weg durch die schier undurchdringliche Menschenmauer gebahnt hatte. Er schleuderte den Koffer in einen Gepäckwagen und wollte Jenny beim Einsteigen behilflich sein, indem er eine Pratze, groß wie zwei Morgen Weideland, vorstreckte und sie aufforderte, den Fuß darauf zu stellen.

„Was?? In den Gepäckwagen soll ich??" fragte Jenny.

„No, was denn?" lachte der Mann, „denkens am End, hier tean's Ihnen z'lieb a Budowahr einricht'n? Haltens Ihn' nur dazua!"

Da merkte Jenny, daß sie unter die Wilden geraten war, und kletterte in den Gepäckwagen, wo sie von einigen anderen Reisenden, die dort auf ihren Gepäckstücken saßen und lagen, mit herzlichem „Grüß Gott!" und der Bitte, sich nur ja recht dünn zu machen, empfangen wurde. Und plötzlich mußte Jenny trotz ihrem Jammer lachen. Der Mensch gewöhnt sich ans Pfählen, und sie hatte sich bereits daran gewöhnt, schiffbrüchig geworden zu sein. Schließlich war ihr das alles ja ohne eigenes Verschulden zugestoßen. Eine Tücke des Schicksals. Waren nicht ganz andere Menschen erst verschollen gewesen und urplötzlich wieder aufgetaucht? Kolumbus, Stanley, Amundsen. Man konnte von ihr nicht verlangen, daß sie einen Eichbaum mit den Wurzeln ausriß, oder das Rad des Schicksals rückwärts steuere. Eines Tages würde dieser dumme Streik schon sein Ende erreichen, und dann würde sie im Triumph nach Berlin zurückkehren, die geretteten Kostüme im Koffer. Man mußte das Ganze als unfreiwillige Ferienreise betrachten, und wenn es in dem Hotel Schloß Adlersgreif wirklich so schön war, wie man ihr versichert hatte, dann bekam die Sache sogar ein interessantes Gesicht. In der exklusiven Gesellschaft verkehren — welches hübsche junge Mädel hätte das nicht gewünscht? Wer weiß? Wer weiß? Am Ende lebte sie in einem Märchen, und wenn sie sich das vorstellte, hatte sie sogar ein ganz klein wenig Angst vor dem Erwachen.

Während dieser Reflexionen hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt und holperte langsam durch die Landschaft. Jenny fühlte bald, daß es kein Vergnügen war, im Gepäckwagen eines gemischten Zuges zu fahren, und besonders die zahlreichen Kurven stellten die Widerstandsfähigkeit ihres Knochenbaus auf eine harte Probe. Dazu kam, daß im Innern des Wagens, der nicht nach Kräutern Arabiens duftete, sondern mehr nach Olmützer Quargeln und ungarischen Salami ein Halbdunkel herrschte, das den Augen wehetat und nicht gestattete, die Mitreisenden zu erkennen. Jenny hockte auf ihrem Koffer und hielt sich krampfhaft an den Querleisten fest, um nicht herunterzufallen. Rechts neben ihr saß auf einem kleinen Segeltuchköfferchen ein Mann, der ihr den Rücken zukehrte, eine Landkarte auf den Knien ausgebreitet hatte und eine elektrische Taschenlaterne darüber spazieren führte. Er machte den Eindruck eines Menschen, der um sich herum eine unsichtbare Mauer errichtet hat, und dem es völlig gleichgültig ist, was außerhalb dieser Schranke vorgeht.

Dabei hatte er aber nicht mit einem gemischten Zuge auf der Südbahnstrecke gerechnet, der als eine Art Streikbrecher übellaunig genug seinen Dienst versah. Er wollte ihn offenbar so rasch als möglich beenden, um sich mit entschuldbarer Verspätung in die Reihe seiner Genossen zu stellen und gegen die Arbeit zu demonstrieren, und so hatte er — zufällig oder absichtlich — übersehen, daß er die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hatte, in Erbolzheim zwei Minuten zu halten. Sein Versuch wäre auch beinahe geglückt, denn Erbolzheim ermangelte durchaus des Charakters eines Eisenbahnknotenpunktes, und es lag eigentlich so gut wie niemals das Bedürfnis vor, dort zu halten. Heute aber begehrte der Gütler Johann Sebastian Kogl dringendst, in Begleitung seines in Zusch, einem vier Stationen früher gelegenen Dorfe erstandenen braunen Zugochsen den unmittelbar hinter der Lokomotive befestigten Viehwagen ausgerechnet in Erbolzheim zu verlassen, und als er merkte, daß der Lokomotivführer mit einem triumphierenden Pfiff Erbolzheim links liegen zu lassen die schnöde Absicht bekundete, schrie er Lärm. Und zwar dermaßen urwüchsig und von strotzenden Kraftausdrücken knatternd, daß der Lokomotivführer fluchend den Hebel so gewaltsam herunterriß, daß der Zug fast auf der Stelle zum Halten kam und die Puffer klirrend ineinanderstießen. Es gab einen gewaltigen Stoß, der nicht nur dem Gütler Kogl und seinem Zugochsen zu einer unverhofften Sitzgelegenheit verhalf — nein, auch unter den besseren Passagieren löste er seine Wirkung aus, und insbesondere fiel in dem uns bekannten Gepäckwagen der topographische Forscher von seinem Segeltuchköfferchen herunter und rollte, die Taschenlaterne in der erhobenen Rechten, zu Füßen Jennys, der es gelungen war, im letzten Moment an der Koffertasche Halt zu finden.

„Machen Sie doch das Licht aus!" befahl Jenny, vom ersten Schreck erholt und versuchte das modische Röckchen über die tadellosen Schienbeine herunterzuziehen, die im vollen Rampenlicht der auf sie gerichteten Laterne seidig glänzten. Das Licht erlosch sofort, und der im Dunkel liegende Herr murmelte „Verzeihung!"

Inzwischen war der Streik Kogl contra Südbahn zur Zufriedenheit aller Ochsen geregelt und der Lokomotivführer riß den Hebel wieder herum, was ein so jähes Vorwärtsstürmen des Zuges veranlaßte, daß der kaum überwundene Rückstoß paralysiert wurde. Der Eigentümer der Taschenlaterne hatte sich soeben wieder aufgerichtet und wollte erneut auf seinem Köfferchen Platz nehmen, um seine Studien fortzusetzen. Er hatte auch bereits das Laternchen in sicherer Entfernung von Jennys einzelnen Bestandteilen angeknipst, als er das Opfer des anstürmenden Dampfrosses wurde und sich jählings in Jennys Arme geschleudert sah. Es glückte ihm auch dieses Mal, die Studierlampe zu retten, und ihr gelbes Lichtkügelchen beleuchtete jetzt voll Jennys Gesicht. Anstatt es nun aber sofort zu entfernen, da er doch merken mußte, wie die geblendete Dame die Augenlider zusammenkniff, leuchtete der Zudringling vielmehr mit methodischer Gründlichkeit sämtliche Gesichtszüge ab und sagte schließlich, durchaus nicht bewundernd, sondern überrascht: „Oh!"

„Nehmen Sie doch das Licht weg!" rief Jenny erzürnt. Worauf der Forscher, um sie nicht ausknipsen zu müssen, die Laterne umdrehte und sich selbst in voller Beleuchtung präsentierte. Einen Augenblick stutzte Jenny, und dann sagte sie gleichfalls: „Oh!"

Denn es läßt sich nicht länger verheimlichen, und unsere scharfsinnigen Leser haben es ohnehin erraten: Der Mann mit der Taschenlaterne war jener Straßenbahnschaffner, mit dem Jenny vorgestern gefahren war, und dem sie so dankenswerte, wenn auch nicht befolgte Ratschläge verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Parish.

Skizze von Harry Wien.

Der junge Parish hatte nicht das ruhige Kaufmannsblut seines Vaters. Er hatte eine Mutter gehabt, die die Künste, besonders die Musik, über alles geliebt. Sie war nur dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Dann hatte ihr schnelles, heißes Herz zu schlagen aufgehört. Im Hause Parish blieb von ihr nichts zurück, als ein Porträt aus ihren Kinderjahren, auf dem sie, aus großen Augen staunend, in eine ihr unbegreiflich fremde Welt zu sehen schien, und ihre kostbare Geige, die sie für ihren Sohn bestimmt.

Der alte Parish erzog seinen Sohn nüchtern und streng, wie er selbst erzogen. Der phantastisch geartete Knabe litt unter dieser kühlen Luft, unter den Stunden, geregelt vom Uhrenschlag, den Feiertagen, die keine Feiertage waren, weil sie sich nicht losmachen konnten von dem Grau, der Schwere und Kargheit der andern Tage.

Der junge Parish, wie es nicht anders sein konnte, wich ab von den alten Traditionen des Hauses und ward ein junger Lebemann, der mit Weibern, bei Spiel, bei Pferden das Geld vertat, das ihm nach seiner Mündigkeit als mütterliches Erbteil zu freier Verfügung stand.

Zwar weilte er die Tage über im Kontor. In diesem Punkt war der alte Parish unerbittlich. Das Schiff, das er gesteuert, mußte einmal der Sohn übernehmen, ob er Neigung dafür hatte oder nicht. Und in diesem Punkt wagte der junge Parish nicht zu widersprechen. Er fehlte an keinem Tage an seinem Schreibtisch, wenn ihn auch der Dunst, der aus dem Hafen stieg, mit Abscheu erfüllte und ihm das Bild der vielen Schiffsmasten, die er täglich vor Augen sah, Beklemmung verursachte.

Aber die Abende gehörten ihm. Da trieb es ihn unter Leute, deren der alte Parish den Eintritt in sein Patrizierhaus verwehrt hätte. Da sang, da spielte, da rauchte, da kneipte er mit Künstlern und Artisten und Menschen, denen um verwegene Stirnen noch geheimnisvoll der Kranz erlebter Abenteuer rauschte. Da war er zu finden in Klubs, die das Auge der Polizei zu scheuen hatten. Da sah man ihn in seiner zarten Schöne, die ihn der Mutter so ähnlich machte, in den Kneipen von St. Pauli irgend einem wuscheligen Matrosenliebchen den Arm um die Hüfte legend und sie beim Tanze schwenkend nach den Klängen einer elenden, blechernen Musik, die mit heiserer Stimme in die qualmgeschwängerte Luft empordrang.

Der alte Parish heiratete.

Er brachte sich die Braut aus einem Seebad heim, in dem er Erholung gesucht. Eleonore von Fialka war jung und sehr hochmütig. Sie umgab sich als Eleonore Parish mit einem blendenden Glanz. Sie gebar dem alternden Mann drei Töchter, die versprachen, so blond, so zerbrechlich zart und so hochmütig zu werden, wie sie selbst.

Sorgenjahre kamen für den alten Parish.

Die Zeiten des großen und glücklichen Kaufmanns schienen vorbei zu sein. Ganz geschickt mußte er sein Schiff steuern, wenn er sich halten sollte auf hoher See. Die Mitternacht sah ihn oft noch bei den Büchern. Ganz einsam saß er da, wo sich die langen Kolonnen der Zahlen, im Ohr den leisen Rhythmus, mit dem das dunkle Hafenwasser an die Pfosten der Brücken schlug.

Und indessen der alte Parish rechnete und arbeitete und kämpfte und litt, saß der junge Parish und trieb es mit seinen Kumpanen toller als je, so daß es in der Hansestadt kein Viertel mehr gab, in dem man ihn nicht den tollen Parish nannte. Und er vermehrte die Sorgen und den Gram des Alten, als er sah, daß der, der seines Blutes war, eine Art von Vagabund ward und das Erbe verpraßte.

An einem heißen Julitag traf den alten Parish der Schlag und lähmte die eine Seite des Körpers. An diesem großen, ungefügen Leibe schien jetzt alles starr zu sein. Nur das linke Auge in dem ernsten Gesicht zitterte und zuckte hilflos.

Der junge Parish mußte sich an dem nächsten Stuhle festhalten, so entsetzte ihn dieses matte, zitternde Auge, als er es zum ersten Male sah. Der alte Parish sah ihn jammervoll an. „Das Schiff sinkt", sagte er. „Wir sind alle verloren. Warum hast du nicht steuern gelernt, mein Sohn?"

Eleonore sank in die Knie und riß ihre drei kleinen Töchter mit sich. Grauen vor der Armut stand in ihren weitaufgerissenen Blicken.

„Ich habe in das Haus Parish geheiratet, weil ich dachte, in ihm könnten nie die Lebenssorgen an mich heran. Nun sehe ich sie näher kriechen und züngeln nach mir und den Kindern," rief sie verzweifelt. „Ach, elend betrogen ist der, der sich den Parishs anvertraut . . ."

Da ging es wie ein Ruck durch die pagenhaft schmale Gestalt des jungen Parish. Bis ins Mark getroffen fühlte er sich plötzlich durch die Anklagen der fremden Frau.

„Jeder ist geborgen, der sich den Parish anvertraut, Mutter," sagte er mit fester Stimme. „Das werde ich dir beweisen . . ."

*

Im Kontor, an dem Platze, den der alte Parish sonst eingenommen, sitzt der junge Parish.

Durch das breite Mittelfenster seines Bureaus sieht man den Hafen arbeiten, sieht wie in einem gewaltigen Pumpwerk das tägliche Tagewerk durch seine mächtigen Adern strömen. Der ihm sonst so verhaßte Geruch von Wasser, Schlick und Tang und Fisch dringt durch alle Poren der Wände. Er achtet seiner nicht mehr.

Sein Gehirn arbeitet mit fieberhafter Kraft, sucht sich Wege zu bahnen in die Materie, die zu durchdringen er sich sonst die Mühe nicht genommen. Manchmal faßt es ihn wie Wut gegen diese Bücher, diese Zahlen, diese Briefe, diese Rechnungen, und eine Sehnsucht überkommt ihn, in seinem kühlen Knabenzimmer zu stehen, die Geige am Kinn, und mit geschlossenen Augen den Tönen zu lauschen. Aber dann sieht er die wild anklagenden, höhnischen und verächtlichen Augen der Frau, die meint, daß derjenige betrogen sei, der sich den Parishs anvertraut. Und er preßt die schmalen Lippen fest zusammen, und der Stolz in ihm wird stahlhart. „Keiner soll leben, der das von den Parishs zu sagen wagt," stöhnt er.

Und er arbeitet. Arbeitet fieberhaft. Und das Schiff, das er zu lenken hat, schaukelt und kämpft und kippt manchmal so auf die Seite, daß es scheint, die nächste haushohe Woge müsse es mit sich hinabreißen. Aber dann hält es doch wieder zum Gleichgewicht. Und immer von neuem geht der Kampf. Aber die einstige Eleonore von Fialka merkt nichts davon. Die Mittel, über die zu gebieten sie gewohnt war, werden ihr vom Kontor aus durch den jungen Parish überwiesen. Und der alte Parish, der, fast unbeweglich wie ein Klotz, Tag für Tag in seinem Rollstuhl sitzt und mit seinem zitternden linken Auge hilflos den Dingen zusieht, wagt nicht zu fragen, wie der Jüngere es macht.

Immer hat er es ersehnt, daß der Sohn ein Kaufmann werde, wie es die Väter gewesen. Nun graut es ihm beinahe, da er sieht, sein Wunsch verwirklicht sich, und der junge Parish wird Kaufmann, nichts als Kaufmann.

Er rührt die Geige nicht mehr an. Sie schlummert in ihrem hölzernen Kasten, unerlöst. Die Klubs, die Spelunken auf St. Pauli, die Tingeltangels, die Mädchen sehen ihn nicht mehr. Und in den Kreisen der Lebejugend beginnt man, ihn zu rufen, und als er nicht antwortet, beschließen die Intimen, ihn zu holen.

Es ist ein Fastnachtsabend, an dem sie in die Kontorräume des Hafenviertels dringen, um den jungen Parish zu entführen. Sie haben einen Domino aus nelkenroter Seide für ihn mitgebracht und eine Halbmaske aus schwarzem Atlas. Sie alle sind in Kostümen, schwanken schon ein wenig in verfrühter Trunkenheit, als sie die Stiegen hinaufklimmen. Die Mädels summen ganz leise. Und die Burschen stimmen ganz leise mit ein in die Tanzmelodien.

Und dann stehen sie im Kontor; der junge Parish erhebt sich von seinem Schreibtischstuhl und sieht ihnen entgegen. Es wird ihnen schwer, in diesem jungen Menschen ihren phantastischen Zechkumpan von einst wiederzuerkennen. Es kommt ihnen närrisch vor, diesem Menschen Maske und Domino zu reichen. Das ist der junge Parish nicht mehr. Seine Züge haben sich gestreckt und sind scharf und bitter geworden. Seine einst blühende Haut hat ein fahles Aussehen. Seine blassen Lippen scheinen nur noch rechnen zu können und nicht mehr zu singen. Stahlhartes Pflichtbewußtsein blitzt in seinem Auge, das nicht mehr träumt.

„Verzeih", sagte einer der Freunde. „Wir wollten dich holen, da du nie kamst und uns nie antwortetest. Aber uns scheint: du hast dich sehr verändert. Wir sind wohl keine Gesellschaft mehr, die nach deinem Herzen ist . . ."

Und sie nicken ihm zu und ziehen sich zurück und nehmen den Domino mit, dessen nelkenrote Seide knistert, und die Maske, die mit ihren leeren Augenhöhlen verwundert zu starren scheint.

Doch an der Tür wendet sich die Letzte um, ein holdseliges Wesen mit Haaren, so hell wie die Ähren im Sommerfeld. Sie löst eine der Blumen, die an ihrer jungen, schimmernden Schulter ruhen und reicht sie ihm. Und als sie vor

ihm steht, da hebt sie die Arme und küßt den jungen Parish, der der junge Parish nicht mehr ist, schnell auf den Mund.

Dann eilt sie den andern nach.

Parish aber steht da und dreht zwischen seinen Fingern die Blume, die ihm ein Mädchen zum Abschied gegeben. Dann legt er sie seitwärts, setzt sich an seinen Schreibtisch und schreibt.

Glück.

Skizze von Kory Towska-Wien.

Sie war eine von jenen seltenen Frauen, die man nicht nur schön, sondern auch geistreich nennen kann. Um so mehr wurde sie, als ihr Gatte starb, umworben. Sie gedachte sich wieder zu vermählen, aber die Wahl fiel ihr schwer bei der großen Anzahl junger, hübscher, kluger Männer, die sich um ihre Hand bewarben.

So lud sie alle ihre Freier ein und sprach: „Ihr alle bietet mir das Glück. Aber sagt mir, was ist Glück? Bisher kannte ich es nicht. Nach euren Antworten will ich entscheiden. Derjenige soll mein Gatte sein, der mir die Antwort gibt, die mir am besten gefällt."

Darauf herrschte langes Schweigen. Jeder der Freier strengte seinen Kopf an, um die geistreichste, die schönste, die beste Antwort zu geben.

Endlich nahm einer das Wort: „Glück ist Zufriedenheit. Zufrieden ist der edle Mensch, wenn er Gutes geschaffen hat. Das Gute schaffen aber heißt arbeiten. Und so liegt in der Arbeit das Glück."

„Nein", sagte sich das Weib, „der würde nur seiner Arbeit leben und darüber seine Gattin vergessen. Der ist nicht der Richtige für mich."

„Wie?" rief der Zweite, „Arbeit ist Glück? Arbeit kann niemals Selbstziel sein, nur Mittel zum Zweck, denn sie schafft erst die Möglichkeiten für das Glück. Glück ist nur das, was uns emporhebt über die grauen Alltagserfordernisse in die reineren Höhen der Kunst und Wissenschaft."

„Hinweg mit dem!" rief die Angst in der Seele der Frau. „Der will nur genießen!"

Der Dritte glaubte es besonders gut zu machen. „Glück! Ein Schemen. Es schwebt uns immer vor, und wir erreichen es nie! Je mehr wir arbeiten und uns mühen, desto weiter rückt es in die Ferne. Wenn wir glauben, ihm ganz nahe zu sein, verschwindet es plötzlich, um am entgegengesetzten Horizont wieder aufzutauchen. Von dieser wilden Jagd befreit uns nur der Tod, wenn wir es nicht verstehen, ihr im Leben schon auszuweichen. Und so ist vielleicht das einzige Glück auf Erden der Verzicht auf das, was die Menschen Glück nennen."

„Der ist nicht ganz aufrichtig", sprach die Stimme der Vernunft zu der Frau. „Der gehört nicht zu mir."

Der Vierte wollte den Dritten übertrumpfen: „Also träges Nichtstun, nur um nichts zu leiden? Das wäre kein Glück. Einsamkeit — ja, und Verzicht auf die Güter der Erde. Aber nur, um sich desto ungestörter der Erforschung der Wahrheit hinzugeben, der Erkenntnis Gottes und der Natur."

„Der denkt zu viel", sagte sich die kluge Frau. „Wir sind für einander zu klug."

Dann vertrat ein Fünfter folgende Ansicht: „Alle, die bis jetzt vom Glück sprachen, betrachten es als etwas Bestimmtes, Unveränderliches. Das ist es aber durchaus nicht. Dem armen Mann bedeutet es Glück, seine Familie sorglos zu ernähren. Gelingt ihm das, so wachsen seine Ansprüche: er strebt nach Reichtum. Besitzt er ihn, verlangt er nach Macht. Nun hat er sie und erkrankt — da bedeutet ihm Gesundheit das Glück. Er soll sterben — jetzt scheint ihm schon das nackte Leben Glück. Glück hat so viele Gesichter, wie es Menschen gibt. Glück ist individuell."

„Diese Antwort könnte mir gefallen", dachte die schöne Frau. „Warum gefällt sie mir eigentlich doch nicht?"

Ehe sie sich darüber noch klar werden konnte, rief der Sechste: „Ja, es ist individuell! Für mich zum Beispiel ist das Glück diese schöne Frau!"

Da jubelte die Stimme des Herzens: „Der!"

Es war die Antwort, die sie gewollt hatte.

Kleine Dummheiten.

Dunkel ist, wenn . . .

„Was ist Seife?", fragte mal ein Unteroffizier einen etwas schmutzigen Rekruten, der sich ungern wusch.

„Seife ist, wenn man sich wäscht", sagt der.

Daran wird man erinnert, wenn man von einer Verordnung hört, die kürzlich der Bürgermeister eines kleinen Städtchens in Mitteldeutschland losgelassen hat:

„Von Beginn der Dunkelheit an ist in der Stadt jeder ruhestörende Lärm zu vermeiden. Die Dunkelheit tritt ein, sobald auf den Straßen die städtischen Laternen angezündet werden."

Das ist klar und deutlich, da weiß man doch wenigstens Bescheid.

*

Der Hund.

Daß die Abfassung von Verboten und öffentlichen Verordnungen nicht immer ganz leicht ist, wurde dem Gemeinderat einer kleinen Saarländischen Stadt klar, in der die Hundetollwut ausgebrochen war. Der Gemeinderat erließ also eine Verordnung, die überall angeschlagen wurde und folgenden Wortlaut hatte:

„Wer einen Hund ohne Maulkorb umherlaufen läßt, wird erschossen —"

Weise Bürger machten die Stadtväter zartfühlend darauf aufmerksam, daß sich das Erschießen nicht auf die Hunde, sondern auf deren Besitzer beziehe, worauf man sich zu einer langen Ratsitzung zurückzog und nun diesen Text von sich gab:

„Wer einen Hund ohne Maulkorb umherlaufen läßt, wird erschossen, der Hund."

Bunte Chronik

* **Berlin an der Havel?** Berlin liegt an der Spree, aber wie lange noch? Es wird nicht mehr viele Jahre dauern, dann muß es heißen: Berlin an der Havel. Nicht etwa, weil die Spree nur ein Nebenfluß der Havel ist (dafür ist die Spree nur 27 Kilometer länger), nein, aber Berlin rutscht, Berlin verschiebt sich. Die Spree tritt bei Köpenik in Berliner Gebiet, läuft durch die Altstadt Moabit, Alt-Charlottenburg und mündet in Spandau in die Havel. Alt-Berlin liegt somit an der Spree, aber Steglitz, Zehlendorf, Wilmersdorf, Westend, Schlachtensee, Grunewald, Wannsee, Nikolasee, Stahnsdorf, Neubabelsberg, Nowawes und Potsdam liegen durchaus nicht an der Spree, ebensowenig im Norden Reinickendorf, Tegel, Velten und Wittenau, dafür liegen aber Potsdam, Spandau sowie eine ganze Reihe der oben genannten Orte an der Havel oder ihr näher denn der Spree. Das zwischen ihnen befindliche riesenhafte Gelände rechts und links der Havel ist aber die Gegend, die Berlins Zukunft bedeutet, nach welcher sich die Reichshauptstadt allein ausdehnen kann und wird. Rechnen wir zehn Jahre weiter, und der Schwerpunkt Berlins wird auf der Strecke Wilhelm-Gedächtnis-Kirche — Kurfürstendamm — Halensee — Reichskanzlerplatz — Neu-Westend — Havel liegen. Und dann wird man tatsächlich sagen müssen: Berlin an der Havel!

*

* **Ein Hund rettet 103 Personen.** In den letzten Tagen hatten sich in einer Bretterbaracke auf dem Schneeberg (Österreich), 1063 Meter über dem Meere, 103 Personen einquartiert, als sie mitten in der Nacht durch das Bellen eines Hundes geweckt wurden. Die Nachforschungen ergaben, daß die Baracke infolge irgendeiner Unvorsichtigkeit angefangen hatte zu brennen und daß es höchste Zeit war, das Quartier zu räumen. Wären die Skiläufer — um solche handelte es sich — einige Minuten später geweckt worden, so wären wohl viele in den Flammen umgekommen. Die Hitze des Feuers war so groß, daß die Rettungsmannschaften, trotz 10 Grad unter Null, in Hemdärmeln arbeiten konnten.

Lustige Rundschau

* **Das Sprachorgan.** Asmus hat eine ausgesprochen näselnde Sprache. Als er sich mit einem Geschäftsfreund am Telephon unterhält, ruft dieser ihm zu: „Ich versteh' dich nicht, Asmus, du mußt die Nase näher an den Apparat halten."

*

* **Die Staatsfrage.** Männe will mit Frauchen wegen des neuen Festkleides beraten. Besonders will er einen Beschluß in bezug auf die Rocklänge herbeigeführt wissen. „Weißt du", beschwichtigte Frauchen, „am besten ist, du überläßt da mir die Entscheidung." — „O, nein", wehrt Männe ab, „durchaus nicht. Das muß reiflich überlegt werden. So etwas darf man nicht übers Knie brechen."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.